

Die missbrauchten Liebesbriefe [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 37

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 37 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 11. September 1920

Der tote Bruder.

Von Emil Bürgi.

Mein toter Bruder ging mit mir im Garten —
Schwarz war die Nacht, der Regen kalt und scharf —
Ein Sturmwind noch die letzten halberstarrten
Blätter herunterwarf.

Und ich erzählte ihm die traurigen Geschichten
Die ich, seitdem er fern ist, durchgemacht,
Und die man keinem Menschen kann berichten,
Der lebt und weint und lacht.

Er nickte nur, als wüßte er alles lange.
So krank und elend plötzlich schien er mir!
„Gehn wir hinein“, bat ich, „mir ist so bange,
Die Kälte schadet dir.“

Ich wußte nicht, daß längst sein Leib begraben.
Mit einem Lächeln starr und schauerlich
Sprach er: „Mir kann das Wetter nichts anhaben,
Du aber dauerst mich.“

Die mißbrauchten Liebesbriefe.

Von Gottfried Keller.

Als er noch einigemal um den Tisch herumgegangen, stand er still, reckte den Arm mit dem Stöcke aus und fuhr fort: „Eine Buhlerin mit glattem Gesicht und hohlem Kopfe, zu dumm, ihre Schande in Worte zu setzen, zu unwissend, um den Buhlen mit dem kleinsten Liebesbrieflein fikheln zu können, und doch schlau genug zum himmelschreiendsten Betrug, den die Sonne je gesehen! Sie nimmt die treuen, ehrlichen Ergüsse, die Briefe des Gatten, verrenkt das Geschlecht und verdreht die Namen und traktiert damit, prunkend mit gestohlenen Federn, den betörten Genossen ihrer Sünde! So entlockt sie ihm ähnliche Ergüsse, die in sündiger Glut brennen, schwelgt darin, ihre Armut zehrt wie ein Vampyr am fremden Reichtum; doch nicht genug! Sie dreht dem Geschlechte abermals das Genick um, verwechselt abermals die Namen und betrügt mit tüdischer Seele den arglosen Gemahl mit den neuen erschlichenen Liebesbriefen, das hohle und doch so verschmihte Haupt abermals mit fremden Federn schmückend! So äßen sich zwei unbekannte Männer, der echte Gatte und der verführte Buhle, in der Luft festend, mit ihrem niedergeschriebenen Herzblut; einer übertrifft den andern und wird wiederum überboten an Kraft und Leidenschaft; jeder wähnt sich an ein holdes Weib zu richten, während die unwissende, aber kisterne Teufelin unsichtbar in der Mitte sitzt und ihr höllisches Spiel treibt! O ich begreife es ganz, aber ich fasse

es nicht! — Wer jetzt als ein Fremder, Unbeteiligter diese schöne Geschichte betrachten könnte, wahrhaftig, ich glaube, er könnte sagen, er habe einen guten Stoff gefunden für —“

Hier brach er ab und schüttelte sich, da eine Ahnung in ihm aufging, daß er nun selbst der Gegenstand einer förmlichen Geschichte geworden sei, und das wollte er nicht, er wollte ein ruhiges und unangefochtenes Leben führen. — „Wo ist meine Ruhe, meine Fröhlichkeit“, sagte er, „nur bewegt von leichten Geschäftsjorgen, die ich spielend beherrsche? Dies Weib zerstört mir das Leben, nach wie vor; ich hielt sie für eine Gans; sie ist auch eine, aber eine Gans mit Geierkrallen!“

Er lachte und rief: „Eine Gans mit Geierkrallen! das ist gut gesagt! Warum fallen mir dergleichen Dinge nicht ein, wenn ich schreibe? Ich werde noch verrückt, es muß ein Ende nehmen!“

Damit ging er hinaus, schloß das Zimmer ab und begab sich aus dem Hause. Auf der Treppe stieß er das Dienstmädchen zur Seite, welches verwundert und ratlos die Herrschaft suchte.

Voll von Aerger und Kummer über die verkehrte Eitelkeit und Eigenliebe ging er durch die dunkeln Straßen. Die Hauptsache, die verlorene Liebe seiner Frau, schien ihm nicht viel Beschwerde zu machen; wenigstens aß er ein großes Stück trefflicher Lachsforelle auf der Rathausstube, wohin

er sich begab und wo die Angesehenen den Samstagabend zuzubringen und die Nacht durchzuziehen pflegten. Dort saß er einsilbig und verwirrt, oder er mißachte sich häufig mit fremden Gegenständen ins Gespräch, und beides zog ihm bald Sticheleien zu, da er eine ungewohnte Erscheinung war und die Gesellschaft störte. Er trug immer noch sein neuestes Modenhütchen auf dem Kopfe, welches den Herren nicht genehm war. Denn wenn sie auch jede Mode, sobald sie im Zuge war, alsobald mitmachten, so konnten sie die verfrühten Erstlinge derselben nie leiden und hüteten sich überhaupt vor dem Alkuzierlichen und Nürrischen. Nun hatte jüngst einer von Paris den Wig heimgebracht, den hohen runden Männerhut Hornbüchse (boite à cornes) zu nennen, welchen Ausdruck sie mit Jubel aufgriffen. Seither sagten sie statt Dedel, Angströhre, Ofenrohr, Schloffer, Läusepfanne, Grükmaß, noli me tangere, Kübel, Wiskhale, Filz und dergleichen für jede Art Hut nur Hornbüchse, und sie benannten Biggis Kopfbedeckung demgemäß ein artiges Hornbüchsen und meinten, seine Hörnchen müßten noch ganz jung, zart und klein sein, ansonst er eine festere Büchse brauchte. Er glaubte, sein Unglück sei also stadtbekannt und sie zielten Schnurstracks auf das, was ihn dermalen bewege; er spitzte die Ohren, stichelte wieder, um sie zu mehrerem Schwagen zu verleiten, und hielt mehrere Stunden einen peinlichen Krieg aus, ganz allein gegen die ganze Ratsstube, ohne daß etwas Mehreres herauskam, als daß er sich im Zorne betrank und höchst unglücklich wurde. Als er kein anderes Ziel erreichte, gab er ihnen endlich Klar zu verstehen, daß er sie samt und sonders für Lumpenkerle halte, worauf sie ihn, nun selber höchlich aufgebracht, hinausfuhrwerkten. Er rüdtte sich sein armes mißhandeltes Hütchen zurecht und torkelte bitterlich weinend nach seinem Hause, legte sich zu Bett und schlief wie ein Murmeltier, bis es zur Kirche läutete, und er würde noch lange geschlafen haben, wenn ihn nicht Knecht und Magd geweckt hätten mit der Frage und Klage nach der Hausfrau. Da stellten sich ihm alle Erfahrungen des letzten Tages plötzlich dar, verzerrt und vergrößert durch die Verwirrung seines Kopfes; in fürchterlichem Zorn und mit wilden Gebärden raffte er sich auf, rieb sich aber dann die Stirn und besann sich, bis ihm der Keller Schlüssel einfiel. Er war ihm zumut, als ob er seine Frau schon seit Wochen eingesperrt hätte, so sehr war er aus dem Häuschen; aber das dünkte ihn nur desto wichtiger und großartiger, und er eilte mit rollenden Augen, das Gericht zu Ende zu bringen. Er öffnete den Keller, in welchem Gritli totenblaß und erfroren auf einem alten Schemel saß. Sie hatte sich bisher ruhig und still verhalten in der Hoffnung, der Mann werde ohne Zeugen kommen und aufmachen, und sie könne alsdann mit ihm reden; denn bei seinem ersten unerwarteten Anblicke hatte sie gefühlt, daß er ihres Mißgriffs mit den Briefen bereits inne geworden, ohne daß sie erraten konnte, auf welchem Wege. Wie sie seiner daher nun ansichtig wurde, stand sie auf, ergriff seine Hand und wollte ihn beschwören, nur einige Minuten zuzuhören; doch da sie sah, daß die Diensthoten hinter ihm standen, konnte sie nichts sagen, und überdies nahm er sie sofort beim Arme und führte sie unsanft mit den Worten auf die Gasse hinaus: „Hiermit verstoße und

verjage ich dich, verbrecherisches Weib! und nie mehr wirst du diese Schwelle betreten!“

Worauf er die Haustür zuschlug und seine Leute barsch an ihre Geschäfte wies.

Hierauf begab er sich, da seine Munterkeit bereits erschöpft war, wieder ins Bett und schlief abermals wie ein Raß bis in den Nachmittag hinein.

Vor dem Hause hatte sich schon seit einer Stunde ein Häufchen Nachbarweiber gesammelt, welche die Ausgestoßene neugierig umgaben und mit Vamentieren auf jedem Schritt begleiteten. Sie glaubte vor Erschöpfung, Scham und Verwirrung in die Erde zu sinken, wagte nicht aufzusehen und wandte sich unschlüssig bald auf diese, bald auf jene Seite; denn sie hatte keine Eltern oder Verwandte mehr zu Selbwhyla, ausgenommen eine alte Base, welche ihr endlich einfiel. Sie schlug den Weg nach der Wohnung derselben ein und erreichte sie, ohne die vielen Kirchgänger zu sehen, durch welche sie hindurch mußte; es herrschte bei einem Teile der Einwohner gerade wieder eine stärkere religiöse Strömung, welche jedoch nicht hinderte, daß nicht einige vom Wege zum Tempel Gottes abschwEIFTEN und mit dem Kirchenbuche in der Hand der irrenden Frau nachliefen.

Gritli wurde überdies von der Alten gut und sorglich aufgenommen. Nachdem sie sich etwas erholt, fing sie heftig an zu schluchzen, und als auch dies vorüber war, schwur sie, nie mehr in das Haus Biggi Störtelers zurückzukehren, und die Base, schnell beraten, ließ noch am gleichen Tage Gritlis notwendigste Sachen bei ihm abholen.

Als er endlich ausgeschlafen hatte, fühlte er einen gewaltigen Hunger und wollte sich stracks zu Tisch setzen; doch die ratlose Magd hielt nichts bereit und statt mit dem Essen war der Tisch noch mit dem Briefwechsel zweier Zeitgenossen gedeckt. Er tobte aufs neue, befahl sogleich zu kochen, was das Haus vermöchte, und verschloß die Briefe bis auf weiteres in sein Pult. Nachdem er gegessen, war er endlich etwas beruhigt und begann seiner Einsamkeit inne zu werden, und erst jetzt wurde es ihm unheimlich; denn nach den Vorfällen der letzten Nacht konnte er nicht einmal Zuflucht in der Gesellschaft seiner Mitbürger suchen. Als vollends eine Person kam und er das lieblich duftende Zeug seiner Frau aus den Schränken herausgeben mußte, liefen ihm die Augen über, und er wünschte beinahe, daß sie noch da wäre, und überlegte, ob sich die Uebeltat nicht vielleicht verzeihen ließe nach genauerer Prüfung.

Er wartete daher zwei Tage, ob sie nichts von sich hören ließe, und als sie das nicht tat, begab er sich zum Stadtpfarrer, um die Scheidung anhängig zu machen. Ueber den Versöhnungsversuchen, welche der geistlichen Behörde oblagen, dachte er, werde sich das Ding vielleicht aufklären. Er war aber sehr verwundert, als er vernahm, daß Gritli in gleicher Sache soeben dagewesen sei, und als ihm der Pfarrer bereits mitteilen konnte, wie es mit den Briefen zugegangen sei, wie Gritli ihren Fehlgriff einsehe, denselben aber für abgebußt halte und wegen des Ueberschusses an Strafe und sonstiger unvernünftiger Behandlung sich von ihm zu trennen wünsche.

Er hielt diese Erzählung für Flausen und gedachte die Sünderin schon noch herumzubringen, ließ also der Sache

ihren Lauf. Als er nach Hause kam, fand er einen Brief vor von einer Dame namens Käthe Umbach. Es war dies ein Fräulein von sechs- bis achtunddreißig Jahren, welche seit ihrem vierzehnten Jahre auf allen Liebhaberbühnen zu Selbwohl, so oft deren errichtet worden, die erste Liebhaberin gespielt hatte, und zwar nicht wegen ihrer schönen Gestalt, sondern wegen ihres höhern Geistes und ihrer festen Vordringlichkeit. Denn was ihre Gestalt betraf, so besaß sie einen sehr langen hohen Rumpf, der auf zwei der aller kürzesten Beine eingehing, so daß ihre Taille nur um ein Drittel der ganzen Gestalt über der Erde schwebte. Ferner hatte sie einen unverhältnismäßigen Unterkiefer, mit welchem sie beträchtliche Gaben von Fleisch und Brot zermalmen konnte, der aber ihr Gesicht zum größten Teile in Kinn verwandelte, so daß dieses wie ein ungeheurer Sockel aussah, auf welchem ein ganz kleines Häuschen ruhte mit einer engen Kuppel und einem winzigen Erkerlein, nämlich der Nase, welche sich vor der vorherrschenden Kinnmasse wie zerschmettert zurückzog. Auf jeder Seite des Gesichts hing eine lange einzelne Locke weit herunter, während am Hinterhaupte ein dünnes Rattenschwänzchen sich ringelte und mit seiner äußersten Spitze stets dem Kämme und der Nadel zu entfliehen trachtete. Denn steckte man eine Nadel hindurch, so ging es auseinander und spaltete sich in eine Schlangenzunge, und zwischen den engsten Kammzähnen schlüpfte es hindurch, hast du nicht gesehen!

Was ihren Geist betrifft, so war er, wie schon gesagt, ein höherer, was man alsobald aus ihrem Schreiben ersieht, welches Biggi zu Hause fand:

„Edler Mann!

Es gibt Lagen, welche uns die Rücksichten der beschränkten Alltagswelt vergessen lassen und selbst dem zarteren Weibe den Mut geben, ja die Pflicht auferlegen, aus sich Herauszutreten und seine edelste Teilnahme offen dahin zu wenden, wo verkannte und mißhandelte Männergröße sich in unverdienten Leiden verzehrt. In einer solchen Lage scheine ich Endesunterzogene mich zu befinden, und über alle kleinlichen Bedenken erhaben durch meine Weltkenntnis wie durch meine Bildung, wage ich es daher, mich in der edelsten Absicht Ihnen zu nähern, geehrter Herr! und Ihnen freimütig diejenigen Dienste anzubieten, welche Ihr Unglück vielleicht lindern können! Längst habe ich die Blüten Ihres Geisteslebens im stillen bewundert und umso inniger in mich aufgenommen, als ich darüber trauerte, daß ein Mann wie Sie so unverstanden und einsam in dieser barbarischen Gegend bleiben muß. Umso vertrauter und glücklicher, dachte ich, muß er im Allerheiligsten seiner Häuslichkeit, an der Seite einer seelenvollen Gattin sich fühlen! Nun steht auch Ihr Haus verödet, eine peinliche Kunde durchschweift unsere Stadt — verzeihen Sie, wenn ich hier den Schleier edler Weiblichkeit vorziehe! Um es kurz zu sagen: sollten Sie in Ihrer jetzigen Verlassenheit der Teilnahme eines mitfühlenden Herzens, des ordnenden Rates und der Tat einer sorglichen weiblichen Hand irgendwie be-



Dora Hauth.

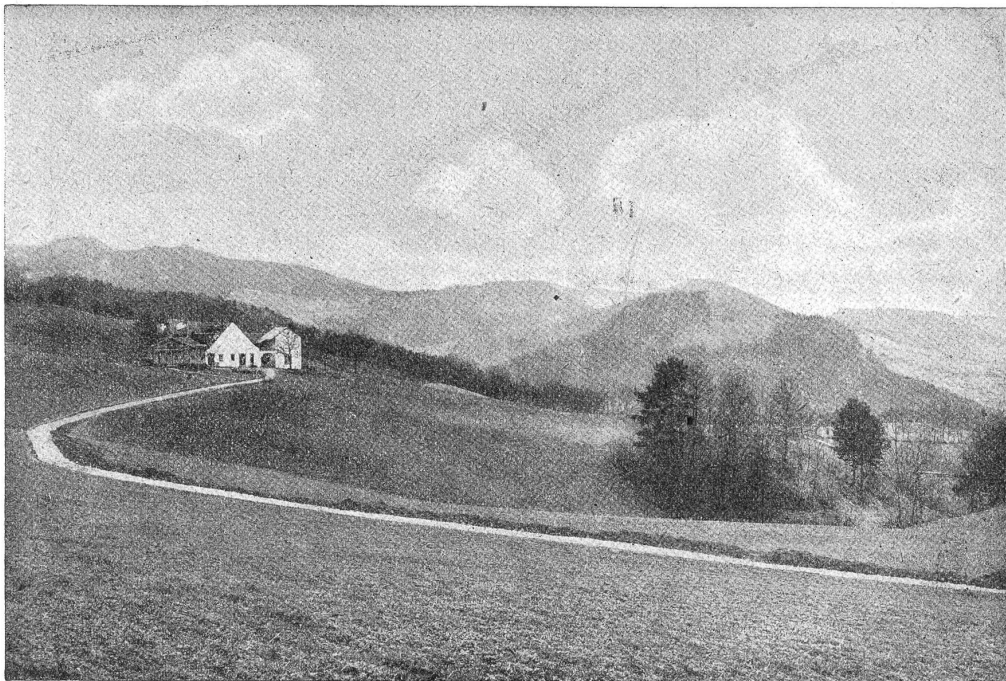
Ellinor v. G.

dürfen, so würde ich Sie bitten, mir die Freude zu machen und ganz ungeniert über meine Zeit und meine Kräfte zu verfügen; denn ich bin durchaus unabhängig in der Verwendung meiner Muße und könnte täglich leicht das ein und andere Stündchen Ihren Angelegenheiten widmen. Gewiß, wenn auch Ihr starker Geist keiner erleichternden Mitteilung bedarf, so ist dafür Ihr Haushalt dann und wann der sorgenden Aufsicht umso bedürftiger; das weiß der sichere Takt gebildeter Frauen noch besser, als der rohe Instinkt jener platten Weiber es ahnt, und so werde ich mir es nicht nehmen lassen, heute oder morgen persönlich an Ihrem verwaisten Herde zu erscheinen, um Ihre etwaigen Wünsche und Bedürfnisse entgegenzunehmen. Sobald Ihre Verhältnisse wieder glücklicher geordnet sind, werde ich mich mit der edelsten Uneigennützigkeit sogleich zurückziehen in die geweihte Stille meines Arbeitszimmers.

Genehmigen Sie die herzlichste Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung, womit ich mich zeichne

Ihre ergebenste Käthe Umbach."

Als Biggi diesen Brief gelesen, beschlich ihn eine sehr gemischte Empfindung. Er war wie alle Welt gewohnt gewesen, über die Käthe zu lachen und hegte nicht die angenehmsten Vorstellungen von ihrem Aeußern. Und doch war es ihm, als ob er schon lange nur auf einen solchen Brief gewartet habe, als ob hier eine Stimme aus einer bessern Welt sich hören ließe, als ob hier ein verständnisvolles Gemüt sich vor ihm enthülle. Indem er so darüber brütete, erschien Käthe selbst.



Der „Walten“.

Sie trug ein Kleid von schwarzem Baumwollsammet, einen roten Shawl und ein rundes graues Hütchen mit einer Feder. Diese Erscheinung bestach ihn plötzlich, und als sie nun ihm schweigend die Hand gab und ihn mit einem wehmütig tröstenden Blick ansah, da vergaß er vollends, daß er jemals über diese Person gelacht; vielmehr fand er sich sogleich trefflich in die Weise hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heilstätte für alkoholkrankte Wehrmänner.

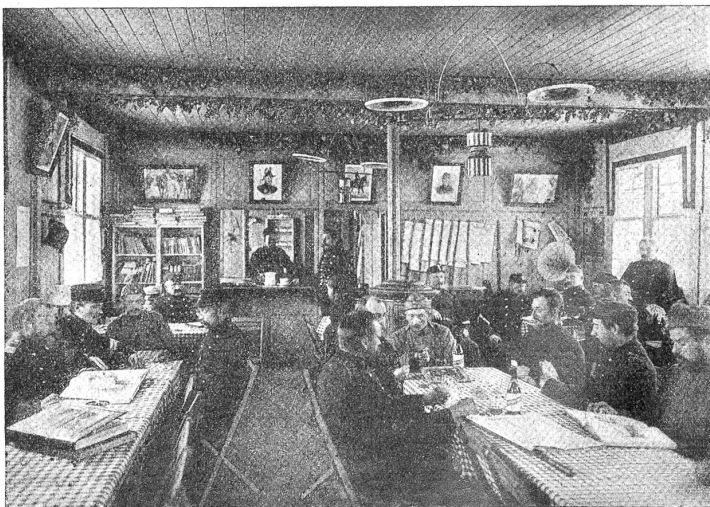
Der Alkoholismus ist eine Krankheit, beim Individuum sowohl wie in der menschlichen Gesellschaft. Es brauchte jahrgelänger intensiver Aufklärung der Öffentlichkeit durch die Alkoholforschung und durch die Antialkoholbewegung, um diese Tatsache Gemeingut werden zu lassen. Wie man früher etwa die Epileptiker als vom Teufel Besessene behandelte und wie man die Irren in dunklen Kellern ankettete, als ob sie ihren unglücklichen Geisteszustand selbst verschuldet hätten, so hat man — und tut es gelegentlich noch immer — den Alkoholiker mit der ganzen Härte der öffentlichen Meinung für seine Sucht verantwortlich gemacht. Heute weiß man, daß sehr oft erbliche Belastung zur Trunksucht führt. Sie kann von einem Teil der Eltern übernommen sein, kann aber auch über Generationen zurückgehen — die Sünden der Väter werden bestraft bis ins dritte und vierte Geschlecht. Es brauchen dabei nicht immer Alkoholsünden im Spiele zu sein. Jede Sünde gegen die Natur, d. h. gegen die Gesundheit, kann hereditäre Schwächung bewirken, die unter gewissen Umständen Alkoholismus auslöst. Die persönliche Verantwortlichkeit für sein Handeln wird ein sittlicher Mensch nicht von sich weisen; er wird auch ererbte Schuld mit Ergebung und dem Bewußtsein der Notwendigkeit tragen; denn „jede Schuld rächt sich auf Erden“. Und die Erkenntnis von der Immanenz des Sühnebegriffes mit jeder schlechten

Handlung wird sein Gewissen schärfen auch den kommenden Generationen gegenüber. Welcher Vater, der seine Kinder liebt, wird deren Leben leichten Herzens mit väterlicher Schuld belasten?

Aber gutem Willen steht leider die Tatsache der menschlichen Schwäche gegenüber. „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms...“ Einen Teil der Verantwortung muß die Gesellschaft mittragen helfen. Namentlich diesen armen Geschwächten muß sie soviel wie möglich abnehmen. Sie kann es tun, indem sie die gesellschaftlichen Zustände ändert, die den zum Alkohol Veranlagten zum Trunke verführen. Man entfernt ja auch sorgsam Zündhölzchen, schneidende Instrumente, geladene Schusswaffen, Giftfläschchen aus

dem Bereiche des spielenden Kindes. Die Alkoholgechwächten aber haben den gleichen schwachen Willen der Versuchung gegenüber wie die Kinder. Darum verhindert man, daß sie mit dem Alkohol in Berührung kommen. Es gibt kein anderes Heilverfahren für die Alkoholkranken, als die Enthaltung.

Die Heilstätten für Alkoholiker bedienen sich keiner andern Methode. Stärkung des Willens durch Arbeit, Belehrung und Gewöhnung an alkoholfreie Lebensweise ist ihr Ziel. Würde diese Methode auch nach der Entlassung aus der Heilstätte fortgesetzt, würden die ehemaligen „Pensionäre der Nüchtern“ nicht auf Schritt und Tritt durch die Wirtshaus- und Trinkbräuche ihrer Umgebung in Versuchung geführt, so müßten 99 Prozent und nicht nur 30 und 40 Prozent der Alkoholiker von ihrer Krankheit geheilt werden. Der Alkoholismus ist in erster Linie eine Gesellschafts Krankheit. Die heutigen Trinksitten gefährden auch die kräftigen Menschen; diese gerade darum besonders, weil ihnen die



Inneres der Soldatenstube.